Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 11. September 1908. (Zweiter Theil.)

Nummer 3.

Mein Feiertag.

Von Christine Kuhlmann.

Das ist mein Feiertag,
Wo's um mich rauscht und weht,
Wo Vögel mit mir reden
Und jedes Blättchen leht!

Das ist mein Feiertag,
Wo's um mich tobt und schwirrt,
Wo jedes Windesfächeln
Mir wie ein Lied erklingt.

Das ist mein Feiertag,
Wo's um mich tobt und schwirrt,
Wo jedes Wimpern
Mir zum Gebete wird.

„Fräulein.“

Stimme von Hedwig Stephan.

Liesbeth Wolltrabe hatte sich mit der Thatsache abgefunden, eine alte Jungfer zu werden, und zwar weit früher, als dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Denn mit achtundzwanzig Jahren hoffte doch noch manche Maid auf Brauttranz und Schleier und denkt nicht entfernt daran, etwa den Inhalt ihres „Hamsterkastens“ an jüngere Jahrgänge zu vererben.

Liesbeth Wolltrabe indeß hatte man es gerade nicht an der Waise gefungen, aber doch im Backfischalter so ziemlich klar gemacht, daß ihre äußeren Reize sowohl ihr Vermögen für einen Ehegatten kaum ausreichend sein würden, und daß sie unbedingt etwas Ordentliches lernen mußte, um sich später selbstständig durchs Leben zu schlagen.

Die „besseren“ Frauenberufe boten damals noch nicht soviel Auswohl wie heute — eigentlich kamen nur die Handelsschule oder das Seminar in Betracht. Liesbeth wählte das letzte, weil sie viel Verständnis und Zuneigung für Kinder und auch eine nicht zu unterschätzende Sanftmut und Geduld besaß — Eigenschaften, die für eine Lehrerin zwar sehr wünschenswert, aber doch nicht besonders geeignet waren, ihr die Vermählung im Seminar zu erleichtern.

Immerhin bestand sie das Examen leidlich gut und hatte auch das Glück, in der Privatvorbereitungsschule von Fräulein Diethoff gleich eine Anstellung zu bekommen.

Und in den acht Jahren, die sie jetzt dort war, hatte es noch keinen Tag gegeben, an dem sie mit ihrem Beruf unzufrieden gewesen wäre.

Sie hatte niemand sonst, den sie lieben konnte, und so verheißte sie denn den ganzen Schatz von Güte und Wärme, den sie im Herzen trug, an die Buben und Mädchen, die sie von Fibel und Einmaleins bis zum Dezimalbruch und Haupt- und Nebenjahre brachte.

Für all die kleinen Leiden, die doch ein Kindergemüth bedrücken, hatte sie Interesse und ein Wort des Trostes. Wer seinen Schiefersiffit verloren hatte, oder das Rechenheft vergessen, oder gar das Frühstück, kam vertrauensvoll zu Fräulein Wolltrabe — die wußte immer guten Rath, half suchen und trodnete Thränen und war überhaupt die „Allerbeste“. Und seit Liesbeth wußte, daß man sie so nannte, da hätte sie mit keiner Prinzessin tauschen mögen. Auch Fräulein Diethoff, die Schulvorsteherin, sah in Liesbeth Wolltrabe eine unentbehrliche Stütze der Anstalt. Was hätte man beispielsweise ohne sie wohl mit Wolfgang Köppel anfangen sollen!

Besagter Wolfgang war eine Waise, eben frisch vom Lande gekommen, hatte noch so gut wie gar keinen Unterricht gehabt, und die Tante, die ihn annahm, äußerte lebhaft Bedenken bezüglich der Schuldisziplin.

Fräulein Diethoff meinte zwar mit überlegenem Lächeln: „Es würde schon werden“, aber es wurde durchaus nicht.

In den ersten Tagen ließ Wolfgang regelmäßig aus dem Unterricht fort, und als man schließlich die Schulzimmerthür abschloß, sah er mit geballten Fäusten und festgeschlossenen Lippen da, und weder Bitte noch Drohung vermochten eine Silbe aus ihm herauszupressen.

Die Schulvorsteherin, die die „Neuen“ in den ersten Wochen immer unter persönlicher Leitung hatte, war außer sich.

Dieser kleine Wilde machte auch die anderen Kindern rebellisch — der Ruf der Schule stand auf dem Spiel — sie bereitete mit den Lehrern, was mit dem Trogkopf zu thun sei, und versprach sich wenig Erfolg davon, ihn Liesbeth Wolltrabe, die darum gebeten hatte, auf ein paar Tage allein zu überlassen.

Aber das Unerwartete geschah — Liesbeth fand einen Weg in das verstockte und verwahrloste Kinderherz

— mit unermüdlicher Geduld und Rücksicht und mit sehr, sehr viel Liebe.

Sie erreichte es sogar, daß Wolfgang sich bei den anderen Lehrerinnen ebenfalls leidlich gefittet benahm, wenn auch Fräulein Diethoff behauptete, „er wäre ein ganz abnormer Charakter.“

So konnte er es absolut nicht vertragen, „Wölfchen“ genannt zu werden, ein Diminutiv, das die Vorsteherin gern anwandte — Wenn sie phantastische Händchen mit sehr lehrreicher Pointe zum besten gab, schnitt er Gesicht oder meinte: „Ach, das ist ja Kohl!“ und einmal, als sie ihn zwingen wollte, zu verrathen, wer ihm vorgelesen hatte, erwiderte er empört: „Aber Fräulein, ich bin doch 'n anständiger Mensch!“

Natürlich war ihm Fräulein Diethoff daher nicht besonders grün, und er wäre, da seine Leistungen keineswegs als glänzend gelten konnten, wohl kaum versetzt worden, wenn nicht Liesbeth Wolltrabe sich in der Konferenz ganz energisch für ihr Verwandt und dafür gutgefagt hätte, daß er in der 26 mitkommen würde.

Seitdem ihm die Vorsteherin bei Vertheilung der Censuren dies nebst einer ernstlichen Ermahnung mitgeteilt hatte, war sein Verneiner geradezu rührend, und auf die Zärtlichkeit, das unumhänzte Vertrauen, das der schöne, schüchternen Liesbeth entgegenbrachte, war sie viel stolzer, als sie den Kolleginnen, die sie manchmal damit necken, einstand.

So gingen die Tage für Liesbeth in ruhigem, freundlichem Gleichmaß hin, und sie dachte an keine Veränderung.

Wieder kam Ostern, das die unterste Klasse mit einer Schaar schüchternen „Männchen“ füllte; es kamen warme Frühlingstage, die erste Hivatanz und dann die großen Ferien.

Diesmal wollte sich Liesbeth „etwas anthun“, denn der ungewöhnlich heiße Juni hatte sie ein wenig matt gemacht. Von einer Kollegin erfuhr sie die Adresse einer besonders billigen Pension im Oberbezirk und mietete sich dort auf fünf Wochen ein.

Außer ihr wohnten bei der vermieteten Pastorenwitwe noch ein halb Duzend Lehrerinnen und ein leicht leberleidender Registrar aus dem Kriegsministerium. Die Lehrerinnen waren durchweg blaustümpflich, vertrodnet und unliebenswürdig, und Liesbeth mit ihren hellen braunen Augen und ihrer ruhigen Seltsamkeit nach wohlthuend von ihnen ab.

Dem Registrar fiel dies ebenfalls auf, und die Sanftmut, mit der „die Neue“ die kleinen Bosheiten ihrer Mitspensionärinnen hinnahm, war ihm aufs äußerste sympathisch.

Dazu kam dann das tägliche „Aufeinandergehetensein“, die gemeinsamen Spitzergänge, vielleicht auch die rosige Frische, die Lust und Sonne auf Liesbeths Wangen zauberten — tura, eines schwülen Abends fragte der Registrar, ob sie seine Frau werden wolle.

Liesbeth war so erschrocken, daß sie gar nicht antworten konnte, und der Bewerber, der glaubte, sie wäre vom Glück überwältigt, nahm sie einfach in den Arm und küßte sie.

Nun hatte Liesbeth nicht mehr den Muth, nein zu sagen, denn sie war der etwas veralteten Ansicht, daß auf einen Kuß unweigerlich eine Verlobung folgen müsse.

So kam sie denn als Braut aus den Ferien zurück, zum grenzenlosen und fast beleidigenden Erstaunen von Fräulein Diethoff.

„Nein, solch Glück!“ sagte die Schulvorsteherin.

„Solch Glück!“ sagten die Bekannten und Kolleginnen. Und „solch Glück!“ hätte es eigentlich in Liesbeths Herzen wiederhallen müssen.

Denn ein Glück war es entschieden für sie, das unterlag gar keinem Zweifel.

Nun konnte der wichtige Onkel Hermann sie doch nicht mehr mit der stehenden Redensart begrüßen: „Na, Liese — auch immer noch Fräulein?“ — nun brauchte sie des Morgens nicht mehr um Punkt halbseben aufstehen und in Sturm und Regen oder bei prallem Sonnenbrand nach der Schule straben. Dafür konnte sie dem Registrar seine Leibgerichte kochen — die er ihr schon sorgfältig aufnotirt hatte — durfte ihm das Unterzeug waschen und ihn pflegen, wenn er krank wurde. Das war doch entschieden eine weit segensreiche Thätigkeit, als bummeln kleinen Kindern das Abc beizubringen. Wenigstens meinte es Tante Ottilie, die seit 18 Jahren Wittwe war und es daher genau wissen mußte, und Liesbeth gab sich die redlichste Mühe, das auch einzulernen.

Aber es wurde ihr ganz schrecklich schwer.

Sie durfte kaum an den Abschied

von der Schule denken, dann schossen ihr schon die Thränen in die Augen.

Wenn nun so ein jähriges, junges Ding, frisch aus dem Seminar, an ihre Stelle trat, die mit den Kindern nicht recht umzugehen verstand — ja, das ging doch einfach gar nicht!

Was sollte denn da mit der schüchternen Miese aus 36 werden, die so nahe am Wasser gebaut hatte, daß sie nicht mal schief ansehen durfte, und mit Werner, dem Verzeßlichen, dem sie jeden Tag einen Griffel borgen mußte? Und Wolfgang Köppel erst, ihr Liebling und Schmerzenskind — es war ja absolut unmöglich, daß er ohne ihren Beistand die Abgangsprüfung bestand!

Sie zog stets ihren Ring ab, wenn sie die Schule betrat, denn sie hatte eine ängstliche Scheu vor den vielen klaren, neugierigen Augen — und außerdem, wozu brauchten die Kinder jetzt schon zu wissen, daß sie fortging?

Es mußte aber doch etwas von dem bedeutsamen Ereigniß in der Schule durchgedrungen sein, denn die Kinder tückerten und tückelten, wenn Liesbeth in die Klasse trat. Wolfgang Köppel sah sie manchmal von der Seite an und sein mürrisches, einflüßiges Wesen war direkt auffallend.

Eines Tages in der Schummerstunde traf Liesbeth ihren Verlobten im Stadtpark. Sie setzten sich auf eine einsame Bank, und der Registrar, der sich heute besonders frisch fühlte, bekam eine seiner Zärtlichkeitsanwendungen, die Liesbeth stets nur mit äußerstem Widerstreben über sich ergehen ließ. Und als sie nun gar noch hinter sich im Gebüsch Rascheln und Flüßern zu hören glaubte, da riß sie sich bestig los und lief dem verblüfften und schwer getränkten Liebhaber einfach davon.

Am nächsten Morgen wurde in der 26 Klassenarbeit geschrieben, und Liesbeth bemerkte mit Befremden, wie unaufmerksam Wolfgangköppel war. Ihre mißbilligenden Blicke schien er gar nicht zu beachten, und für ihren Tadel hatte er nur ein trotziges Achselzucken.

Als sie ihn Mittags zur Rede stellen und, wie immer, ein Stück Weges mit ihm zusammen gehen wollte, war er schon fortgelaufen.

Wolfgang's Arbeit war so schlecht, daß eine zweite, ebensolche die Vergebung in Frage stellen mußte, und am folgenden Vormittag in der Pause nahm Liesbeth ihn mit sich ins Konferenzzimmer.

Er folgte widerwillig und stand, ohne zu antworten, mit gesenktem Kopf vor ihr.

Sie redete ihm gut zu, sagte schließlich seine Hand und hob ihm sanft den Kopf empor.

„Wolfgang, sag“, was ist mit dir? Hast du mich denn kein bisschen mehr lieb?“

Da stieg ihm eine dunkle Röthe bis unter die hiden braunen Loden.

„Ne, Fräulein — ne! Weil sie ja doch weggehen wollen — und — und — überhaupt — wenn Sie hier von einem küssen lassen!“ stieß er heraus, in einem seltsamen Gemisch von Trauer und Betachtung.

Dann riß er sich los, warf sich lang auf die Erde, schluchzte, daß alles in ihm zuckte und zitterte, und stammelte dazwischen immer nur: „Fräulein! Ach, Fräulein!“

Und Liesbeth wußte nichts Besseres zu thun, als bei ihm niederzuknien und mitzuweinen.

Aber wie sie nun beide so trauernd nebeneinander saßen, da raffte sich Liesbeth zu einem großen befreundenden Entschluß auf. Geheim hatte er ja schon lange, aber Wolfgang's Thränen hatten ihn zum Reuen gebracht. Und mit einem Male kam es ihr ganz lächerlich und verkehrt vor, daß sie, Liesbeth Wolltrabe, noch hatte „junge Frau“ werden wollen — von dem Blag desertiren, auf den sie doch von Rechts wegen hingehöre und an den sie mit allen Herzenskräften festgewachsen war. Der Registrar würde ganz gewiß eine andere Frau finden — ach, zehn für eine! — aber ob die Diethoff'sche Schule wieder ein „allerbestes Fräulein“ bekommen würde, das war doch mindestens zweifelhaft!

Ihr war jetzt so leicht und fröhlich zumuthe, wie seit Wochen nicht mehr.

Sie hob Wolfgang's Kopf in die Höhe und strich ihm zärtlich über das Haar.

„Sei ruhig, mein Junge — mein lieber, guter Junge — ich geh' ja nicht fort, nein, nein, ganz gewiß nicht — und küssen laß ich mich auch nicht mehr, da kannst du dich fest darauf verlassen!“

„Und jetzt komm“, die Thränen abwischen und die Augen ein bisschen kühlen — es wird ja gleich kühlen!“

Die Auflösung von Liesbeth Wolltrabe's Verlobung wirkte in verchie-

dener Weise. Der Registrar bekam eine Gallentolli, Fräulein Diethoff wußte zum erstenmal in ihrem Leben nicht, was sie saen sollte, und die Kolleginnen lächelten.

„Natürlich von seiner Seite! Denn doch sie... lieber Gott, das wäre ja aber pure Wahnsinn gewesen!“ Wolfgang Köppel aber verprügelte der Reihe nach sämtliche Jungen aus seiner Klasse.

„Ihr Lügenmäuler, niederträchtigen! Bloß verlocken habt ihr mich wollen! Ueberhaupt — so'n Unfluth! Heirathen! Wo wird se denn! Dann könnt' se doch nicht mehr „unser Fräulein“ sein!“

1814.

Novelle von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.

„Es freut mich außerordentlich, mein lieber Junge, dich mal wieder zu sehen! Nett, daß du deinen alten Onkel auf der Durchfahrt ein paar Stündchen widmest! Wie war's denn in Paris, was? Ich bin seit dem Einzug von 71 nicht mehr dagewesen.“

„Ja, Ihr tamt als Sieger, Onkel, ich mit dem Hut in der Hand. Ich hatte Geschäfte dort und bin dann rasch heimgefahren. Nur ein Ding besuche ich jedesmal wieder: das Grab Napoleons. Das sind gewaltige Eindrücke, so oft man sie auch erneuert. Der Invalidentrom mit seinem gewaltigen Aufwärtstreiben und der majestätischen Kuppel — das ist in der That eine würdige Ruhestätte für diesen Giganten! Und dann im Innern die hübsche Weiße, das feierliche blaue Licht, die großartigen Verhältnisse, ohne jede Kleinigkeit u. Ziererei! Und in der Mitte, unter der doppelten, turmhohen Kuppelkuppel, die mächtige, runde Vertiefung, in die man mit Ehrfurcht herabschaut, und drunten, zwischen Viktoria und eroberten Fahnen, der gewaltige, schlichte Porphyrtrophäen, ein Riesenblock Urgerstein, taum behauen und kaum behaubar, wie der, dessen Asche er trägt. Ein heroentempel inmitten unserer Gegenwart!“

„Ja, es ist merkwürdig,“ entgegnete der alte Herr, nachdem er auf seinem gewohnten Lehnsstuhl Platz genommen hatte, „sehr merkwürdig, wie rasch Napoleon zum Sagenkaiser geworden ist. Ihr seht ihn nur noch in dem Nimbus des Uebermenschen — und mein seliger Vater hat noch gegen ihn gekämpft, und da in dem Puls hab' ich noch den alten Ring meiner Großmutter mit der Aufschrift: Gold gab ich für Eifen.“

Sie hätte sich selbst ihre Haare abgeschnitten und zum Ofen gebracht, wenn die einer hätte brauchen können, solchen Ingrimm hatte sie auf die Rader's, die Franzosen... Und mit Recht. Sie hatten wie die Packas gekauft auf unserm Gute, mit der Annahme von Piesbergen, vor deren Ansturm die ältesten Throne zusammenkrachten... Sie haben das Vieh fortgetrieben, das Silber gestohlen. Ich will Dir erzählen, wie mein seliger Vater, nobel wie stets, es ihnen vergolten hat.

Er hatte als blutjunger Kornett die Schlacht von Preußisch-Eylau mitgemacht; als die Freiheitskriege ausbrachen, war er wohlbestallter Leutnant. Er hat bei Leipzig mitgekämpft, ist mit dem alten Blücher über Rhein gegangen und in Paris eingezogen. So hat er damals ausgesehen.“ Dabei wies der General mit seiner zitternden Rechten auf ein Porträtbildchen an der Wand, das seinen Vater als schmutzen Husaren mit himmelblauer, goldbestrefter Utilla und schwarzem Wandbret darstellte, über die linke Schulter einen gleichfarbigen Dolman mit grauem Vammfell geworfen, der auf der Brust durch eine schmale Goldquaste zusammengehalten war. In der Hand trug er die unförmige Pelzmütze jener Zeit mit dem langen blauen Kolpak und den biden Verknüpfungen, auf der Brust das Eisener Kreuz zweiter Klasse.

Das Bildchen ist in Paris während der Okkupation gemalt,“ fuhr der alte Herr fort, als sein Neffe es sich ansehen und wieder Platz genommen hatte. „Er war bei einer Madame Leroy einquartiert. Ihm wurde ein Stübchen im Erdgeschoß des Hotels (Hotel heißt in Frankreich jedes vornehme Privathaus) angewiesen, neben der Portierloge. Als er den Namen auf dem Quartierzettel las, sagte er sich: „Leroy!“ So hieß ja der liberale und ammalige Artillerieoffizier, der vorziges Jahr bei meiner Frau einquartiert war und sich so dackamäßig aufgeführt!“ Da er geläufig französisch sprach, vergewisserte er sich bald, daß diese Madame Leroy wirklich die Mutter des kaiserlichen Bombenwerfers war — und sein Plan stand alsbald fest.

Er ließ die Dame des Hauses durch einen Lakaien barisch fragen, was ihr einfiel, ihm, dem Baron von N... , solch ein Loch anzuweisen. Sie sollte ihm umgehend ihre Salons zur Verfügung stellen, sonst würde er sie sich selbst aufschließen. Er schimpfte im ganzen Hause herum, bedrohte die Diener, die nicht sofort pariren, ließ in allen Zimmern mächtige Kaminfeuer anzünden, bestellte ein elegantes Dejeuner, ließ Sekt und alle Rothweine aus dem Keller heraufholen, kurz, er lebte wie Gott in Frankreich und lebte das ganze Haus in Schreden. Mit den Möbeln ging er nicht glimpflicher um. Wenn er mit seinen hohen Reiterstiefeln von der Straße kam, die derzeit im schönsten Schmutz des Aprilwetters lag, warf er sich auf die kostbaren Empireröbel mit ihren hellen Beizügen und qualmte die Pfeife.

Dann bestellte er ein topisches Diner, zwei Stunden vor Beginn der Hauptmahlzeit, für sich und für andere Offiziere, die er eingeladen hätte. Er verlangte, daß alles Silber des Hauses aufgelegt würde, und befiel sich vor, die wertvollsten Stücke als Souvenir mitzunehmen. Er schickte zu Madame Leroy hinauf, mit einem kategorischen Billekt im Stile Napoleons, daß er sich sehr wundern müßte, daß Madame ihren Quartiergast noch nicht begrüßt hätte, und daß er ihr Anwesenheit bei der Tafel in passender Toilette erwartete, widrigenfalls er sie durch seine Leute holen lassen würde.

Es geschah, wie er befohlen. Er lud ein paar Kameraden zu Gast, und die Dame des Hauses, die sich ersdredt in die Domestikenstube in der Manfarge geflüchtet hatte, erschien blaß und verneint, starr wie eine Leiche. Mein Vater wies ihr den Stuhl neben sich an, dann setzte man sich zu Tisch. Die jungen Offiziere waren laut und ausgelassen, tranken Sekt in Strömen, schmissen die Gläser nach dem Anstehen an die Wand und benahmen sich wie im Feldlager. Mein Vater machte der Dame deplacirte Komplimente, wie gut sie noch aussehe, schlug mit der Faust auf den Tisch, remonirte von Blücher und Scharnhorst, York und Gneisenau, lachte über Monsieur Bonaparte, der vor ihnen ins Mausloch getreten wäre, stieß auf den König von Preußen an, schimpfte auf die Sansculotten, die sein Vaterland jahrelang ausgefogen und bedrückt hätten. Schließlich, als das Diner ein Ende hatte und die Tischgenossen nach den Früchten in den schweren, silbernen Tafelauffügen griffen, fragte er seine Tischdame: „Sie haben auch solch einen Sabreur zum Sohne, Madame?“

Madame Leroy hatte den ganzen Abend stumm und steif neben ihm gesessen, keinen Bissen angetührt, keinen Tropfen Sekt genippt, selbst nicht, als mein Vater sie zwang, auf das Wohl seines Königs anzustoßen. Bei diesem letzten Streich aber brach sie in Thränen aus. Sie schluchzte.

„Oh, daß doch mein Sohn hier wäre, um mich vor Ihnen in Schutz zu nehmen!“

Mein Vater schlug an sein Glas, stand auf und sagte: „Madame, Ihre Thränen, Ihr Schrei nach Ihrem Sohne, alles, was Sie an diesem einen Tage hier erlebt haben, hat meine Mutter von Ihrem Herrn Sohn, dem Artillerieutenant Leroy, Wochen und Wochen mit stummem Gram, mit verhaltenem Ingrimm erdulden müssen. Was Ihr Herr Sohn sich gegen die Dame des Hauses, die Diener, die Mägde, die todten Gegenstände erlaubt hat, davon konnte Ihnen unsere heutige Aufführung nur ein schwaches Bild geben; sie war nur das Theaterspiel dieser traurigen Wahrheit. Madame, wir wollen nichts Gleiches mit Gleichem vergelten. Wir sind gekommen, um Ihnen zu zeigen, daß der Sieger sich auch anders benehmen kann! Euch Kameraden, bitte ich, das Glas zu erheben und zu trinken auf das Wohl unserer verehrten Wirtin, Madame Leroy!“

Die Herren erhoben ihre Gläser, leerten sie auf einen Zug, setzten sie geputzt wieder auf den Tisch und verabschiedeten sich von der Dame des Hauses.

„Madame,“ sagte mein Vater, „es bleibt uns nur noch unsere hässliche Entschuldigung für dies schlechte Benehmen. Wir verlassen Ihre Salons; ich nehme wieder mein Zimmer im Erdgeschoß ein, das Sie mir anzuweisen die Güte hatten, und ich werde meinen Leuten befehlen, daß sie Ihren Anordnungen gehorchen wie den meinen. Fürs erste aber werden sie beflüchtigt sein, die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Verfügen Sie über sie wie über mich!“

Madame Leroy reichte ihm beschämt die Hand. Mein Vater ging, trotzdem sie ihn zurückhalten wollte. Er bezog sein dürftiges Stübchen im Erdgeschoß neben der Loge des Conciere und legte sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen überreichte ihm ein Lakai ein Billekt seiner Herrin, worin sie ihn bat, ein Appartement von drei Piecen im ersten Stock beziehen zu wollen und mit ihr das Diner einzunehmen. Mein seliger Vater, ein ritterlicher Mann, war nach acht Tagen fast der Freund der Frau.

Als die Verbündeten Paris verließen, weinte sie heiße Thränen u. wollte ihm zur Erinnerung einen kostbaren Ring schenken. Er wies ihn zurück und erbat sich das kleine Pastellbild von ihr, das dort an der Wand hängt. Sie hat ihm öfter noch geschrieben, ihm und meiner seligen Mutter, der diese Briefe eine späte Genugthuung waren. Aber von ihrem Sohne hat sie niemals ein Wortchen erwähnt.“

Der alte General schwieg. Die Erzählung hatte ihn etwas angestrengt. Er strich sich den schlohweißen Schnurrbart, der in seinem gefund gerötheten Antlitz wie frischer Schnee leuchtete, und blickte mit seinen weitgeschlagenen Augen, die nur das nächste nicht mehr erkannten, nach den Bildern an der Wand, als wollte er sie ins Leben zurückrufen. Dann schloß er mit einem Seufzer:

„So nahe steht sie uns noch, diese große Zeit, und für Euch ist sie schon eine Sage... Wir werden auch bald von Gott abgehoben, wie eine alte, morsche Brücke, die das Jetzt noch mit ihr verbindet.“

Da schüttelte der Neffe den Kopf. „Ihr seid mehr als Bräuden zum Einfliegen“, sagte er, „und namentlich Du, lieber Onkel, der drei siegreiche Kriege mitgeschlagen hat und fünfmal verwundet wurde. Ihr woret die Fortfeger und Erfüller dessen, was Eure Eltern begonnen hatten. Und Eure Zeit war nicht minder groß als die ihre. Wolle Gott, wir hätten stets solche Bräuden!“

„Schals, die ein Vermögen kosten.“

Den kostbarsten Schatz der Welt besitzt sicherlich die Herzogin von Northumberland. Dieses Geschenk Karls X. repräsentirt einen Werth von 500,000 Mark und besteht aus einer besonderen, sehr seltenen Art eines persischen Kagenfels, das so weich, fein und elastisch ist, daß man die einzelnen Fäden kaum mit dem bloßen Auge unterscheiden kann. Dieser kostbare Schmutz hat eine Länge von 7 1/2 Metern; zusammengedrückt läßt er sich gut in einer größeren Tasse unterbringen. Auch die Kaiserin von Rußland besitzt einen werthvollen Schatz. Von Orenburger Frauen als Geschenk in monatelanger Arbeit hergestellt, besteht er aus einem ganz feinen Seiden- und Leinwandstoff, das 5 Meter lang ist und doch nur 125 Gramm wiegt.

Die Königin von England darf sich schließlich rühmen, die größte Auswahl von Schals zu besitzen, sie erhält jedes Jahr als Angebinde des indischen Kaiserreichs drei Paar besonders ausgewählte Schals aus Kaschmir und zwölf aus gelbem Ziegenfell. Gerade das gelbe Ziegenfell, das einer im Himalaja lebenden seltenen Ziegenart entstammt, soll sich in der fertigen Arbeit als besonders weich herausstellen und einen prachtvollen Eindruck hervorrufen. Da diese Ziegenart jedoch sehr klein ist und nur Theile des Fells benötigt werden können, ist hierzu das Fell von dreißig Thieren nöthig. Hierbei sei erwähnt, daß zur Anfertigung eines echten Kaschmirschals das Fell von zehn Thieren gehört. Auch die Kaiserin Eugenie besitzt einen Spitzen-schal aus einem Stück, dessen Ursprung unbekannt ist, der jedoch in einem spanischen Kloster hergestellt sein soll, fünf Meter lang ist und einen Werth von 200,000 Francs haben soll.

Sonderbare Transporte gehen jetzt von London nach Ostindien ab. Die Regierung beabsichtigt, jedem nach Vorderindien auslaufenden Dampfer eine Anzahl Kagen mitzugeben, bis die Gesamtzahl dieser Bierföhler sich auf 300,000 Stück beläuft. Eingehende ärztliche Untersuchungen haben ergeben, daß die Pest in den Kolonien mit dem Bestande von Kagen steigt und fällt. In Häusern und Hütten, wo Kagen gehalten werden, tritt die Seuche nur selten auf, während sie da sofort zunimmt, wo keine Kagen anzutreffen sind. Da die Nachzucht in Indien aber nicht dem Bedarf entspricht, will die englische Regierung durch Transporte aus der Heimath nachhelfen.

Aufrichtung.

Gast: „Kellner, das Essen, was Sie uns bis jetzt abdrückt haben, war aber herzlich schlecht!“

Kellner: „Ja, sehen Sie, anädiger Herr, das muß ich nun alle Tage essen!“

Kellner: „Ja, sehen Sie, anädiger Herr, das muß ich nun alle Tage essen!“

Kellner: „Ja, sehen Sie, anädiger Herr, das muß ich nun alle Tage essen!“

Kellner: „Ja, sehen Sie, anädiger Herr, das muß ich nun alle Tage essen!“

Kellner: „Ja, sehen Sie, anädiger Herr, das muß ich nun alle Tage essen!“

Kellner: „Ja, sehen Sie, anädiger Herr, das muß ich nun alle Tage essen!“